



A b e n d =

z e i t u n g.

227.

M i t t w o c h e , a m 21. S e p t e m b e r 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Lb. Winkler (Lb. Heft).

Johannes von Müller's jüngste Verunglimpfung.

Es ist in der That auffallend, daß der friedliebende und gegen Jedem, der sich ihm näherte, freundliche und gefällige Müller, der jedem literarischen Streit auswich und auf keinen Angriff antwortete, noch nach seinem Tode zwei Schriftsteller mit dem bittersten Haß erfüllte, deren einer sich seinen Freund nennt, der andere aber mit ihm in keinerlei Berührung stand. Der erste ist Karl Ludwig von Woltmann, der andere Wolfgang Menzel.

Kaum war Müller erbläst, als auch schon v. Woltmann's Schrift: „Johann von Müller der Historiker“, erschien. Woltmann bemüht sich darin aus allen Kräften, Müller als schwach, wankelmüthig und charakterlos darzustellen, und verschmäht zu diesem Zwecke selbst Unwahrheiten und Verleumdungen nicht. Dieses Benehmen ist um so unedler, als Woltmann den Dahingegangenen immer seinen „Freund“ nennt. Den Mann, der fähig ist, den abwesenden, wie viel mehr also den verstorbenen Freund zu verleumben, ihn gegen die Unschuldigen Anderer nicht zu vertheidigen, boshafte Gerüchte begierig aufzugreifen, und Unwahrheiten zu seinem Nachtheil zu ersinnen, hat man zu allen Zeiten für einen Unedlen gehalten *). Mit

einer Mäßigung, die wirklich ohne Beispiel ist, hat Müller's Bruder die dem Verstorbenen gemachten Vorwürfe mit der siegenden Kraft der Wahrheit zurückgewiesen; die später erschienenen Briefe Müller's, worin er von sich mit der größten Offenheit spricht und seine Schwächen nicht verhehlt, haben ihn gegen alle Beschuldigungen seines angeblichen „Freundes“ gerechtfertigt.

Die unedeln Motive, die Woltmann zur Verunglimpfung Müller's hinrissen, liegen am Tage. Die Jahre 1804 bis 1806 waren unstreitig die glanzvollsten in Müller's Leben. Die ausgezeichnetsten Männer Berlins beieiferten sich, dem gefeierten Schriftsteller ihre Achtung zu bezeugen. Woltmann, der damals ebenfalls und zwar nicht in den günstigsten Verhältnissen in Berlin lebte, sah diesen Triumph mit Neid; als nun nach der französischen Invasion Müller selbst von Napoleon mit Auszeichnung behandelt und später zum Minister Staatssecretär des neugeschaffenen Königreichs Westphalen ernannt ward, während Napoleon von Woltmann, der ihm mit vollen Händen Weihrauch streute, keine Notiz nahm, steigerte sich sein Neid zum bittersten Haß; er dachte klein genug, gleich nach Müller's Hingang sich durch eine giftige Schmähschrift *) an dem von ihm Beneideten zu rächen. Aber auch ihn erreilte die Nemesis. Er, der nicht Worte genug finden kann, um Müller als schwach, wankelmüthig und charakterlos zu schil-

*) Absentem qui rodit amicum,
Qui non defendit, alio culpante, solutos
Qui captat hominum risus, famamque dicaris,
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nequit, hic niger est

*) Unbegreiflich ist es, wie die geistreiche Frau von Woltmann dieselbe in den Schriften ihres Mannes wieder hat abdrucken lassen mögen.

bern, war selbst charakterlos genug, dem Freiherrn v. Stein seine Dienste anzubieten, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Posten in der Verwaltung, wenigstens zu einer Stelle bei der Berliner Akademie oder Universität zu gelangen. Allein auch hier sah er sich in seinen Hoffnungen betrogen; von dem wankelmüthigen, zweideutigen Manne wollten die preussischen Staatsmänner so wenig wie Napoleon etwas wissen.

So hämisch und bitter sich auch Woltmann in seiner Schrift über Müller äußert, und nicht allein die gleichgiltigsten Handlungen desselben tadelt*), sondern selbst Uebertreibungen und Unwahrheiten nicht verschmäht, um ihn zu verkleinern, so hat er doch nicht alles Schamgefühl verloren, er schimpft wenigstens nicht, während Wolfgang Menzel allen Anstand und alles Gefühl für Schicklichkeit bei Seite setzt und seinen Haß gegen Müller in den pöbelhaftesten Schimpfworten Luft macht.

„Unter der Maske des Republikaners“, sagt Menzel in seiner deutschen Literatur Band 2 Seite 108 u. folg. „diente er (Müller) jedem Gönner und verrieth jeden. Unter der Maske der Freiheit war er stets ein Speichellecker, unter der Maske der Ehrlichkeit und Biederherzigkeit ein vollendeter Schurke. Er ... hofirte allen und jeden der Kleinen Tyrannen in der Schweiz, pries die Demokraten hier, die Aristokraten dort, die Oligarchen hier, die Pfaffen dort, wo sie gerade herrschten, schweifwedelte vor jedem auch dem kleinsten Tyrannen. ... Er blieb auch dieser so gepriesenen Schweiz nicht treu, nahm nicht Theil an den

*) Woltmann's Tadelsucht übersteigt in der That alle Vorstellung; zwei Beispiele davon mögen hier stehen. Er tadelt es, daß Müller nicht geheirathet habe. Das Heirathen ist, wie vieles Andere, etwas das Jeder thut oder unterläßt, wie er es für gut findet; viele berühmte Männer, zum Beispiel Winkelmann, Kant und andere, haben nicht geheirathet, und kein Mensch hat es ihnen verargt. Vieler Menschen Streben ist nach einer ehelichen Verbindung gegangen, für eine Freundschaft aber, wie sie in Müller's Briefen an Benstetten athmet, haben von jeher nur wenig edle Seelen Sinn gehabt. Ferner tadelt Woltmann, daß Müller sich beim Lesen Excerpte gemacht. Auch dieß ist etwas völlig Gleichgiltiges, womit es jeder Schriftsteller hält, wie er will. Allein davon abgesehen, daß auch das treueste Gedächtniß nicht Alles bewahren kann, und man sich durch das Excerptiren viel mühsames und vergebliches Suchen erspart, war Müllern bei seinen Studien für die Schweizergeschichte das Excerptiren nothwendig. Als er für dieselbe sammelte, las er bloß Urkunden und ungedruckte Chroniken, die er nur kurze Zeit behalten durfte und die er nicht wie Bücher überall wieder bekommen konnte.

großen Bewegungen in seinem Vaterlande, sondern zog es vor, im Fürstendienste fett zu werden. Er verkaufte sich den Pfaffen und schrieb die Reisen der Päpste. ... Flugß seinem Mainzer Herrn und Wohlthäter ungetreu ... verkaufte er sich den Jakobinern ... und wurde von dem Jacobinergeneral Dumouriez bei der Unterhandlung mit Preußen gebraucht. Dann ... verkaufte er sich Preußen, dem Königthum, und der russischen Parthei. ... Er verließ seinen Herrn im Unglück und ging zu Napoleon über ... und spottete jetzt über Preußen.“

Ich habe mich überwunden, diese Abscheulichkeiten abzuschreiben, weil sonst Mancher, dem die Menzel'sche Schrift nicht zur Hand ist, gezweifelt hätte, ob Menzel so etwas wirklich geschrieben. Welcher Mann von Ehre oder Gefühl vermag diese Ausbrüche pöbelhafter Wuth, diese Infamien zu lesen, ohne daß das Herz ihm zerrissen werde, das Blut Koche und die Haare zu Berge stehen? Man erinnert sich, welche Sprache Kogebue und Merkel im Freimüthigen und der Erstere später in seinem literarischen Wochenblatt geführt, man weiß, was ungünstig beurtheilte Schriftsteller in Antikritiken sich erlauben, aber solche Schändlichkeiten hat sich außer Menzel noch kein Schriftsteller erlaubt: Reid auf Müller's Verdienst und kleinlicher Aerger, daß Niemand von ihm Notiz nahm, rissen den eiteln Woltmann zur Berunglimpfung hin; Menzeln aber, der bei Müller's Tode erst ein eilfjähriger Knabe war, kann Reid nicht verleitet haben; er kam mit Müller in durchaus keine, weder freundliche noch feindliche Berührung. Da nun aber immer solchem beispiellosen Haß doch irgend ein Motiv zum Grunde liegen muß, so dürfte dieses kein anderes als ein politisches seyn. Man weiß, zu welcher Farbe Menzel gehört.

Niemand wird hier eine Vertheidigung oder Rechtfertigung Müller's erwarten; theils ist sie nicht nöthig, theils würde sie zu weit führen. Wer die Wahrheit über Müller wissen will, weiß, wo er sie zu suchen hat. Nur über wenige Punkte mögen einige Bemerkungen hier stehen, weil die Müller gemachten Vorwürfe eben so albern als boshaft sind.

Menzel macht es Müller zum Vorwurfe: er sey auch der von ihm so gepriesenen Schweiz nicht treu geblieben, habe an den großen Bewegungen in seinem Vaterlande nicht Theil genommen, sondern vorgezogen, im Fürstendienste fett zu werden. Müller war ohne Vermögen und deshalb wie unzählige andere Gelehrte genöthigt, besoldete Aemter anzunehmen. Kein Verständiger findet hieran etwas Arges. Da sich in seinem Vaterlande keine passende Stelle fand, so nahm er die ihm in Deutschland angetragenen Aemter an. Ganz ohne sein Zuthun erhielt er den Ruf nach Mainz, Wien, Berlin und Cassel; vergebens that er Alles,

um die ihm von Napoleon übertragenen Stelle als Minister Staatssecretär los zu werden; er mußte gehorchen. Aber schon nach anderthalb Jahren unterlag er der überhäuftten Arbeit, dem Verdruß, dem Kummer.

Daß er an den Revolutionswirren in seinem Vaterlande keinen Theil nahm, wird ihm kein Verständiger verargen. Sollte er seine Stelle bei der Staatskanzlei in Wien niederlegen, in die Schweiz gehen, wo damals ein Rapinot herrschte, und wo er, der Mann von Mäßigung, es mit den Revolutionaires wie mit den Aristokraten verborben hätte! Statt Müllern deshalb zu tabeln, muß man seine Besonnenheit loben. Fett ist übrigens Müller im Fürstendienst nicht geworden; er unterstützte von seinen Ersparnissen arme, talentvolle Jünglinge, von denen einer ihn nicht nur um sein Vermögen betrog, sondern selbst einen Anschlag auf sein Leben machte. Er starb nicht allein arm, sondern sogar verschuldet.

Menzel beschuldigt Müller, sich dem Papste (oder, wie er sagt, den Pfaffen, denn der niedrigste Ausdruck ist ihm immer der liebste) verkauft und deshalb seine Reisen der Päpste geschrieben zu haben. Menzel theilt also jetzt noch über diese Schrift die unverständige Ansicht, die im Jahre 1782 bei ihrem Erscheinen die herrschende war. „Man könnte“, schreibt Müller unterm 2. April 1782 an Herder, „diese Schrift betiteln: Wider das dumme Jubelgeschrei des Publikums bei der Vernichtung aller Hindernisse des militärischen Despotismus“ (Werke XVI. 150). Wäre Müller fähig gewesen, sich zu verkaufen, so würde er sich gewiß nicht dem Papste, sondern dem Kaiser verkauft und sich dadurch eine glänzende Laufbahn eröffnet haben. Eine solche Feder hätte Joseph gern um jeden Preis erkaufte und Müller wäre nicht noch vier Jahre in drückenden Verhältnissen geblieben. Das Ganze ist mithin eine boshafte Erfindung.

Auch der Vorwurf, Müller habe sich den Jakobinern verkauft und sey von Dumouriez bei der Unterhandlung mit Preußen gebraucht worden, ist eben so dumm als boshaft. Eine solche Verrätherei würde gewiß über kurz oder lang zur Kenntniß der österreichischen Regierung gekommen und Müller seiner Stelle bei der Staatskanzlei schimpflich entsetzt worden seyn.

Ueber Müller's schriftstellerische Arbeiten äußert sich Menzel ächt fansculottisch: „Auf die historische Literatur hat er sehr nachtheilig eingewirkt durch seinen Provinzialismus und durch seinen affectirten Styl, weil beides vielfach nachgeahmt wurde.“

„Dem nichtswürdigen Johannes Müller verdanken wir ferner die Einführung des affectirtesten Styls in der Ge-

schichtschreibung. Natürlich, diese ehrlose Seele ... konnte nur schönrednerisch heucheln.“

„Der Johannes Müller'sche Styl ... ist durch und durch halb dem Tacitus bald dem Eschudi nachgeahmt.“

Gegen die vielfach — selbst von Spittler — Müller zum Vorwurfe gemachte Nachahmung des Tacitus hat Müller in seinen Briefen an mehreren Orten, am bestimmtesten aber in einem Briefe vom 27. Februar 1788 an Nicolai (Werke XVI. 305) protestirt: „Das nur muß ich erinnern“, schreibt er, „daß mir die Nachahmung des Tacitus fälschlich zugeschrieben wird. Nicht nur habe ich seit zwölf Jahren ihn gar nicht gelesen, er ist nach meinem Geschmack in der That auch kein vollkommenes Muster; ich halte weit mehr auf einige Griechen, auf Cäsar's Einfalt am allermeisten.“ Und in einem Briefe vom Jahre 1802 an einen ungenannten Freund sagt er: „Dieser große Meister Thucydides ist mir weit mehr als Tacitus; aber er ist unbekannter, man hat es also nicht bemerkt; an Tief-sinn, Hoheit, Majestät, der erste Geschichtschreiber.“ (Werke XVII. 244). Es ist nicht möglich, sich deutlicher zu erklären, und deshalb ebenso boshaft als albern, die alte Leier von der Nachahmung des Tacitus noch immer zu wiederholen. Daß Müller auch den Eschudi „nachgeahmt habe“, ist noch Niemand in den Sinn gekommen zu behaupten; es ist eine Erfindung Menzel's.

Wie Boltmann und Menzel Müller's Styl bitter getabelt, so haben ihn Andere übertrieben gelobt, ohne zu bedenken, daß Müller's Styl in seinen verschiedenen Werken nicht derselbe ist. In seiner allgemeinen Geschichte, dem Fürstenbunde, den kleinen Schriften, den Recensionen und besonders seinen Briefen ist der Styl vortrefflich, und ebenso klar als fließend. Nicht dasselbe ist von der Schweizergeschichte zu rühmen. Hier ist der Styl nicht frei von Affectation, falschen Pathos und Härten, da doch die Geschichte eines Hirtenvolks, wie die Schweizer zum größten Theile sind, so einfach wie möglich geschrieben werden sollte. Ungerecht wäre es aber, über diesen nicht in Abrede zu ziehenden Mängeln die großen Vorzüge des Werks verkennen zu wollen.

Müllern zum Vorwurf zu machen, daß sein Styl vielfach nachgeahmt wurde, ist eben so ungerecht, als wenn man es z. B. Schiller zum Vorwurf machen wollte, daß so viele Dichtertlinge in Schiller'schen Weisen sich haben vernehmen lassen. So sehr Viele haben übrigens Müller's Styl nicht nachgeahmt; Eschölke in seiner bayerischen und Graubündtner Geschichte und Weise in seiner Geschichte des preussischen Staats möchten wohl die einzigen seyn. Wer kann für das imitatorum servum pecus?

Von Müller's allgemeiner Geschichte sey kaum der

Rede werth zu sprechen, meint Menzel; sie bestehe aus einer Aneinanderreihung geistreich seyn sollender Tableaus ohne innern Zusammenhang und ohne Consequenz der Ansicht. Kein Billigdenkender wird diesem absprechenden, hämischen Urtheile beipflichten. Müller's Werk ist eine Jugendarbeit, und als solche bewundernswürdig; sie umzuarbeiten, erlaubte ihm die Ungunst der Zeiten nicht. Merkwürdig ist übrigens, daß dieses von Menzel so sehr verachtete Werk dem von ihm maachlos gelobten Historiker bei seiner Weltgeschichte sehr gute Dienste gethan, die Jeder, der Beide vergleicht, unschwer finden wird. Nicht weniger merkwürdig ist, daß Menzel's deutsche Geschichte ebenfalls aus einer Aneinanderreihung kleiner Tableaus besteht.

Und nun zum Schlusse noch zwei Fragen.

Erstens, Wie will Menzel erklären, daß zwei von ihm nie anders als mit dem höchsten Lobe erwähnte Schriftsteller, Schiller und Schelling, Müller's Verdienst gebührend haben? Schiller, der mit Müller in keinem nähern Verhältnisse stand, läßt in seinem „Wilhelm Tell“ Staufacher sagen:

ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller bracht' es von Schaffhausen.

In diesen wenigen Worten liegt das unumwundene Geständniß, daß Schiller groß von Müller dachte und dem Drange nicht widerstehen konnte, dieß öffentlich auszusprechen.

Schelling, der einzige Philosoph, der vor Menzel's Augen Gnade findet, sagt in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums mit dürren Worten, daß von allen Geschichtschreibern der neuern Zeit die Nachwelt nur Macchiavelli und Johannes Müller nennen werde.

Zweitens. Wenn Müller wirklich der Heuchler, der Verräther, der feile Schriftsteller, der Nichtswürdige war, für den ihn Menzel ausschreit, wie will er es erklären, daß Männer wie Herder, Friedrich Heinrich Jacobi und Alexander von Humboldt (vieler Andern zu geschweigen), Männer, die eines wohl begründeten Ruhms schon genossen und Müller's nicht bedurften, Männer, die selbst Menzel nicht zu verunglimpfen wagte, lebenslänglich seine Freunde blieben?

Wenn auch ein Voltmann, ein Wolfgang Menzel Müllern schmäh; sein Verdienst bleibt: intaminatis fulget honoribus.

Was aber Wolfgang Menzel betrifft, so fordert es keines großen Scharfsinns, um sich zu überzeugen, daß er in der öffentlichen Meinung immer tiefer sinkt und keines prophetischen Blicks, um vorauszusagen, daß die Zeit nicht fern seyn dürfte, wo man sich wundern wird, daß ein Schriftsteller, der das Tribunal der Kritik zum Tummelplatz der gehässigsten Leidenschaften macht und sich in einer Sprache gefällt, wie man sie sonst nur in Wachtstuben und Bierstuden zu hören pflegt, dem deutschen Publikum habe imponiren können.

— 9 —

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus London.

(Fortsetzung.)

Mein Kerger war sehr groß, als ich mich nach drei Stunden langer Geduld überzeugte, daß ich vom Tower mit meinem rothen Hanswurst noch nichts erobert hatte, außer der Armory, worin die Königin Elisabeth mit einem wächsernen Gesichte ausgepolstert regiert, und dem sogenannten Jewel office, darin für zwei Millionen Pfund Sterling Krone, Scepter, und Gebetbücher liegen; denn nun erklärte der Cicero, der für ein schweres Geld grob wie ein Pferdehändler war, sein Geschäft sey zu Ende.

Was, — rief ich — wir haben ja noch nichts gesehen, nicht einen einzigen von den acht geschichtlich berühmten Thürmen, nicht ein einziges Gefängniß, nicht ein einziges Grab.

Der Goliath zog die Schultern. Er schwur hoch und theuer, daß ich der einzige Gentleman sey, der seit Jahr und Tag von seiner Cohorte mehr als er gegeben verlangt habe. „Dort — sagte er — ist der Offizier der Wache, vielleicht versteht er etwas von ihrer Neugier.“

Ich nahm mir mein Buch von London zur Hand und demonstirte der ganzen versammelten Korporalschaft, wie sich dahier innerhalb des Towers zwei Kirchen, die eine Sanct Peter in vincula mit den Schlachtopfern des Tyrannen Heinrich VIII., namentlich Anna Boleyns und Thomas Morus, und denen Elisabeth's: Maria, Howard und Essex, wie sich in ihrer Nähe das Gefängniß dieser Unglücklichen und das Zimmer befinde, in welchem Heinrich VI. ermordet wurde; ich sagte ihnen, daß der Platzcommandant über das Local der Pulververschöpfung disponire und daß ein anderer Offiziant mit seiner Familie den Kerker der schönen Lady Gray innehabe.

Die Soldaten waren erstaunt. Ihr Lieutenant bat sich mein Buch aus und las selbst darin anderthalb Sei-

ten, worauf er sich entschuldigte und zur Ablösung trommeln ließ. Ich war so klug wie zuvor. Zuletzt erwischte ich ein kleines Mädchen, welche mich in die Kirche des heiligen Peter's führte, und einen alten Wärter, der mir seine Behausung zeigte. Der Mann wohnte im Bloody tower, in denselben Gemächern, die Eduard's und Richard's Blut vergießen sahen.

Ich verschaffte mir noch Eintritt zu einem andern Thurm, the Wakefield tower, der zuletzt als Staatsgefängniß diente und jetzt von einem Beamten des Record office benutzt wird und erforschte auch den Thurm Beaucamp, welcher noch das düstere Gemach und das Gitterfenster Anna Bolena's und Johanna Gray's enthält — eine Magd des Commandanten schläft darin. Auf meine Frage nach diesem Gebäude, dessen Namen ich nicht richtig aussprach, antwortete mir Jedermann sein stupid „no know“, bis endlich ein hinzugekommener Fremder den Dummköpfen sagte: „der Herr meint den Biukentauer“ — so wird Beaucamp ausgesprochen — und es ihnen wie Schuppen von den Augen fiel. „Biukentauer, yes Sir, that is the little edelice of this part.“ Weh euch, wenn ihr in England ein a für ein ae oder ein i für ein ue gebt, kein Mensch erräth euren Fehler.

Der Tower hat noch ganz seine Gestalt wie zu den Zeiten der Heinrichs und Elisabeths, ja mehrere Theile rühren in ihrer actuellen Form aus der ersten Periode des Königreichs. Die Befestigung bildet, was man in andern Städten gemeinhin Citadelle nennt, und nur das mittlere Gebäude, the whithe tower, hat darin das Ansehen einer Burg. Der weiße Thurm, welcher seinen Namen von dem Kolerit der Außenseite hat, überragt die sämtlichen Anlagen um's Doppelte. Er bildet ein Viereck mit vier Eckthürmchen und hat drei Stagen, worin sich die bereits erwähnten Gemächer der Normannenkönige und die sogenannte Saksarkapelle, ein merkwürdiges Ueberbleibsel altenglischer oder vielmehr normandischer Baukunst befindet.

(Der Beschluß folgt.)